

*Klausurtagung des Synodalrates der katholischen Kirche im Kanton Zürich*

## **Überlegungen im Anschluss an die Abstimmung zur Kirchensteuer für Unternehmen**

Liebe Synodalrätinnen und Synodalräte

Man hat mich eingeladen, ein paar Denkanstösse im Anschluss an die Abstimmung vom 18. Mai 2014 zur Kirchensteuerinitiative zu formulieren. Ich sei mit meinen beiden Kompetenzen gefragt: als Theologe und als Kirchenfinanzmensch. Und ich solle dem Synodalrat «den Spiegel vorhalten». Diese Einladung habe ich gerne angenommen. Dass der Synodalrat sich nach erfolgreicher Abstimmung nicht selbstzufrieden zurücklehnt, sondern sich bewusst ist, dass die Herausforderungen gross bleiben, ist ein gutes Zeichen.

Meine Überlegungen gehen von der Abstimmungskampagne und vom Abstimmungsergebnis aus und ziehen dann immer weitere Kreise – bis hin zur Bistumssituation und zu dem, worauf es für uns als Kirche und als staatskirchenrechtliche Körperschaften meines Erachtens letztlich ankommt.

### **1 Zum Abstimmungsergebnis**

Es liegt mir fern, das Abstimmungsergebnis von 72% Nein-Stimmen bei einer guten Stimmbeteiligung von 55% schlecht zu reden. Das ist ein sehr gutes, für mich und viele andere unerwartet gutes Ergebnis. Es ist nicht nur die Frucht der Überzeugungsarbeit und der Mobilisierung der Befürworter während der Abstimmungskampagne, sondern zeigt ein Vertrauen in die Kirchen und ihr soziales und gesellschaftliches Engagement, das weit höher ist, als es wir Kirchenleute im Alltag spüren.

Aber 72% der Stimmenden sind nicht 72% der Bevölkerung. Von den rund 1,4 Millionen Bewohnerinnen und Bewohnern des Kantons gingen 338'000 an die Urne (24%). Allein die katholische Wohnbevölkerung ist mit rund 390'000 Kirchenmitgliedern grösser, die anerkannten Kirchen haben miteinander fast 850'000 Mitglieder. Natürlich ist das «Äpfel mit Birnen» verglichen. Aber wir dürfen uns nichts vormachen: Jene, die an Abstimmungen teilnehmen, sind älter, gesellschaftlich engagierter und natürlich «schweizerischer» als die Gesamtbevölkerung. Gerade wir Katholiken müssen uns bewusst sein: Viele Migrantinnen und Migranten, aber auch viele Junge und kirchlich wie gesellschaftlich Desinteressierte haben nicht mitgestimmt. Die Zahl jener, denen die Frage der Kirchensteuern juristischer Personen mindestens so egal ist wie der Grippe, der Umgang mit Pädophilen oder die Zusammensetzung der örtlichen Schulbehörde ist viel grösser als die 132'000 Ja-Stimmen zur Initiative. Kirchen, die sich als gesamtgesellschaftliche Kraft verstehen und ihre Rolle für den Zusammenhalt der Gesellschaft betonen, kann dieses Phänomen der Gleichgültigkeit vieler gegenüber Fragen, die das Gemeinwohl und nicht nur das eigene private Leben betreffen, nicht egal sein. Und bezogen auf die Kirche selbst bleiben wir auch nach diesem sehr erfreulichen Abstimmungsergebnis gefordert, den Jungen, den Migrantinnen und Migranten mit und ohne Schweizer Pass, zunehmend aber auch der gesamten Kirchenbasis zu erklären, was wir tun und wie wir uns finanzieren.

### **2 Zur Abstimmungskampagne**

Zur Abstimmungskampagne erlaube ich mir drei sicher sehr subjektive Bemerkungen:

1. Wenn ich sehe, wie viele personellen Ressourcen die katholische Kirche im Kanton Zürich für die Kommunikation bereitstellt, stelle ich mir die Frage, ob diese Kräfte effizient und effektiv genug eingesetzt wurden. Es dauerte doch recht lange, bis etwas Schwung in die Sache kam. Zudem habe ich den Eindruck, dass der Fokus dann und wann zu stark auf die Lieblingsgegner Gracia und Grichting bzw. Andri Silberschmidt gerichtet war.

2. Die Faktenbasis für die Kampagne «Sorge tragen» war m.E. etwas schwach. Nach präzisen und vielleicht auch überraschend neuen «facts und figures» habe ich vergeblich Ausschau gehalten. Wie viele alte Menschen erhalten pro Monat Besuch von einer Freiwilligen oder einem Seelsorger? Was für Wirkungen können die Kirchen im Bereich der Arbeitslosenunterstützung ausweisen? Wie stark ist die integrative (und nicht bloss beheimatende) Wirkung der Migrantenseelsorge? Die «Sorge-Tragen»-Papiertragtasche sei nicht besonders reissfest und tragfähig, hat mir jemand berichtet. Investigativer Journalismus hätte die Kampagne m.E. rasch aus dem Tritt bringen können.

3. Die Kirchen haben – auch wenn sie die gesellschaftliche Dimension ins Zentrum gestellt haben – eine Kampagne in eigener Sache geführt. Es ging letztlich um die eigenen Ressourcen. Es stellt sich die Frage, warum es kaum andere Kampagnen der Kirche oder der Kirchen gibt, die wirklich breit aufgestellt werden. Wäre nicht längst eine auf das politische Klima, aber auch auf die innerkatholischen Vorurteile ausgerichtete Kampagne zum Thema Migration und Migrantenseelsorge nötig? Könnten wir nicht auch einmal unsere in doppeltem Sinn kost-baren Kirchen in Erinnerung rufen: Als kulturelle Räume, in denen Architektur, Musik und sakrale Kunst eine wichtige Rolle spielen? Als Häuser mit offenen Türen und Orte für einen Moment der Stille? Als Gemeinschaftszentren, wo Menschen gemeinsam das Geheimnis der Geburt und das Geheimnis des Todes, das Teilen des Lebensnotwendigen aber auch die Kraft der Vergebung feiern? Als Fluchtpunkte, wo man in dunklen Stunden eine Kerze entzünden und manchmal vielleicht einen Menschen treffen kann, der zuhört?

Ich fände es wichtig, Synodalarat und Generalvikariat würden aus den Erfahrungen mit dieser Kampagne Lehren ziehen – denn Kommunikation ist zum Schlüsselthema für Glaubwürdigkeit der Kirchen und gesellschaftliche Präsenz des Evangeliums geworden.

### **3 Kirchensteuern von Unternehmen**

Vom Abstimmungsergebnis über die Kampagne komme ich nun zum sachlichen Kern: Der Kirchensteuer von Unternehmen. Mit der negativen Zweckbindung haben der Gesetzgeber und die Kirchen eine politisch wie juristisch kluge Lösung gefunden, den grossen Vorbehalt zu relativieren, diese Steuer verstosse gegen die Religionsfreiheit. Das hat sicher auch zum guten Ergebnis beigetragen. Meines Erachtens muss man sich aber ernsthaft fragen, ob es nicht eine weitere Rechtsentwicklung und einen noch klarere Regelung für den Umgang mit den Erträgen aus diesen Steuern braucht. Ich provoziere ganz bewusst mit folgenden Postulaten:

1. Die kirchliche Grundversorgung auf lokaler Ebene (inklusive Diakonie, religiöser Bildung und Unterhalt der Kirchengebäude) sollte m.E. zu 100% aus den Beiträgen der Kirchensteuern natürlicher Personen gedeckt werden müssen. Damit entstünde unter anderem ein heilsamer Druck zur Zusammenarbeit über Kirchgemeinde- und Pfarreigrenzen hinweg. Dass das sehr gut funktionieren kann, zeigt der Nachbarkanton Aargau. Er kommt ohne einen Franken Staatsbeitrag oder Kirchensteuer juristischer Personen aus – und die Kirche ist dort weder ärmer noch weniger lebendig.

2. Die Erträge aus Kirchensteuern juristischer Personen sollten unabhängig von jenen natürlicher Personen verwaltet werden – es entstünden zwei getrennte Rechnungen. Weil die steuerpflichtigen Unternehmen keinen seelsorgerlichen Aufwand verursachen, könnte ein grosser Teil dieser Mittel auf die kantonale Ebene gehoben werden – für die Solidarität mit den schwachen Kirchgemeinden, für die auf dieser Ebene erforderlichen Angebote an Bildung, Sozialem und Kultur. Diese getrennte Rechnungsführung würde sicherstellen, dass auch in den Gemeinden, wo diese Steuergelder üppig fliessen, das seelsorgerliche Grundangebot von den Kirchenmitgliedern finanziert wird – und dass die Unternehmenssteuer nicht zur Optimierung des Steuerfusses für die natürlichen Personen verwendet wird.

3. Die Kriterien sowie der Leistungs- und Wirkungsnachweis betreffend den Einsatz dieser Steuermittel sollten von den Kirchen gemeinsam und unter Beizug von unabhängigen Experten aus den Einsatzbereichen der Gelder, aber auch aus Wirtschafts- und Arbeitswelt erarbeitet und überprüft werden. Das sollten die Kirchen aus eigener Überzeugung tun – und nicht warten, bis der Staat eine Art «Leistungsvereinbarungen» fordert.

4. Die anerkannten Kirchen sollten sich darauf verständigen, einen gewissen Prozentsatz der Erträge von Steuern juristischer Personen in einen Fonds einzubringen, der von anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften angegangen werden kann, wenn sie vergleichbare Projekte in den Bereichen Bildung, Kultur und Soziales realisieren. Die Kriterien für die Mittelvergabe dürften nicht weniger streng, aber auch nicht strenger sein als sie es für die Kirchen selbst sind: Klar definierte Ziele, finanzielle Transparenz, überprüfbare Wirkung, Offenheit für die gesamte Bevölkerung etc.

Es ist mir klar, dass solche Vorhaben bei den stark betroffenen Kirchgemeinden nicht auf grosse Gegenliebe stossen. Und es ist mir auch klar, dass die sachlichen und personellen Überschneidungen zwischen «normalem» kirchlichem Leben und gesamtgesellschaftlichem Wirken so gross sind, dass auch getrennte Kassen nicht zu trennscharfen Unterscheidungen führen. Aber wenn man drei, vier grosse Schritte vorausdenkt, kommt man vielleicht einen oder zwei kleine Schritte weiter.

#### **4 Geld ist nicht die knappste Ressource**

Geld und die Angst vor schwindenden Mitteln oder leeren Kassen sind in unseren staatskirchenrechtlichen Gremien stark präsente Themen. Auch die Frage der Zukunft der Kirche wird oft unter diesem Gesichtspunkt abgehandelt, ebenso das Phänomen der Kirchengaustritte. Das Abstimmungsergebnis und ein Blick auf die Jahresrechnungen der Körperschaft und vieler Kirchgemeinden sollten eigentlich Grund genug sein, den Blickwinkel zu erweitern. Unser knappstes Gut ist gewiss nicht das Geld. Thomas Ribi hat es in seinem Abstimmungskommentar in der NZZ scharf formuliert:

«Das Ja der Zürcherinnen und Zürcher ist eine Bestätigung für die gesellschaftliche Tätigkeit der Kirchen. Die Probleme der Kirchen sind damit aber nicht gelöst. Die Öffentlichkeit schätzt zwar kirchliche Dienstleistungen, doch immer weniger Menschen fühlen sich den Kirchen tatsächlich verbunden. Man will eine starke, sozial tätige Kirche, von den religiös-spirituellen Angeboten aber will man nichts wissen. Das Nein zur Kirchensteuerinitiative ist auch ein Ja zu einer Kirche, die für alle da ist, für die man sich aber selber nicht engagieren will.» (NZZ 19. Mai 2014)

Das knappste Gut ist verbindliches Engagement auf der Basis eines «commitments», eines Bekenntnisses zur Kirche als Glaubens- und Wertegemeinschaft. Regelmässig aktive und präsente Kirchenmitglieder, die gemeinsam beten, den Glauben teilen, über die Frage nachdenken, was es heute heisst, Gottes

Willen zu tun und sich für sein Reich zu engagieren etc. werden spärlicher. Das gleiche gilt für Freiwillige, die sich sozial, kulturell oder spirituell engagieren, für Behördenmitglieder sowie für Teil- und Hauptamtliche. «Käuflich» sind aber weder Glaube noch Phantasie, weder treues und geduldiges Teilnehmen am Leben einer Pfarrei noch die Kreativität, die nötig ist, um dieses Pfarreileben immer wieder mal in Schwung zu bringen und heilsame Unruhe zu stiften.

## 5 Risiken einer finanziell gut ausgestatteten Kirche

Wie alles im Leben, haben auch Geld und eine gute finanzielle Ausstattung der Kirche ihre Risiken und Nebenwirkungen. Dass Geld gierig machen und zur Geldgier führen kann, ist ein Phänomen, das nicht nur bei Topmanagern und Abzockern auftritt. Und die jesuanischen Warnungen «Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon» oder «Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz» sollten wir nicht nur im gottesdienstlichen Kontext oder im Rahmen eines Bibelabends bedenken, sondern auch dann, wenn wir Budgets machen, Löhne und Entschädigungen festlegen, über Kapitalanlagen und die Verwendung von Ertragsüberschüssen diskutieren. Das viele Geld ist nicht nur ein Reputationsrisiko für eine Kirche, die von sich sagt, an die Ränder der Gesellschaft gehen zu wollen – es ist auch ein spirituelles Risiko.

Die grosse Diskrepanz zwischen der Zahl der Steuerzahlenden und jener, die aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen, birgt ein weiteres Risiko: Man kann Strukturen erhalten und unterhalten, die es so längst nicht mehr braucht. Das viele Geld kann dazu verleiten, die Umbrüche und Abbrüche in der Pastoral mit einem sehr teuren Filialnetz und Dienstleistungsangebot zu überdecken. Ganz drastisch gesagt: Manches in unserer Pastoral erinnert mich an den Familienvater, der immer noch täglich mit seiner Mappe zur Arbeit geht, obwohl man ihn längst entlassen hat – nur um den Schein zu wahren.

Zusammen mit der staatskirchenrechtlichen Organisation der Kirche hat die gute Finanzlage zur Folge, dass die kirchlichen Mitarbeitenden und auch die Behörden ähnlich entlohnt und entschädigt werden wie Mitarbeiter der kommunalen und kantonalen Verwaltung. Das ist mit Blick auf die erforderlichen Qualifikationen und auf die erwartete Leistung durchaus sachgemäss. Dennoch löst z.B. die Information über die Löhne von Mitarbeitenden in leitenden Positionen oder über die Entschädigung des Synodalratspräsidenten eine gewisse Irritation aus. Diese hat m.E. folgende Gründe: 1. Kirchliches Engagement wird mit «Berufung» oder mindestens «Einsatz aus Überzeugung» und mit Haltungen wie Solidarität, Bescheidenheit und Selbstlosigkeit assoziiert. 2. Das professionelle und behördliche Engagement kommt einer Organisation zugute, in der viele Freiwillige engagiert sind. Man erwartet daher auch für kirchlichen Mitarbeitenden und Behördenmitgliedern, dass sie nicht nur ihre Berufspflichten erfüllen, sondern sich freiwillig oder jedenfalls ohne materiellen Profit engagieren. 3. Die Kirche wird eher als «NPO» denn als staatsanaloge Organisation wahrgenommen – und in diesem NPO-Kontext sind die Löhne und Entschädigungen vielfach tiefer.

Die gute finanzielle Ausstattung und das Selbstverständnis als «Volkskirche», die für alle da ist, können die Kirche dazu verführen, «alles mögliche» zu tun. Eine Kirche, die «alles mögliche» tut, erweckt aber bald einmal den Eindruck eines Gemischtwarenladens. Sie wird «unlesbar», weil man an ihren Aktivitäten nicht ablesen kann, wo und wofür sie steht, wohin sie geht – und wovon sie sich klar abgrenzt.

## 6 Glut unter der Asche

Die Liste der Risiken und Nebenwirkungen der guten finanziellen Ausstattung der Kirche liesse sich verlängern. Aber ich möchte diese Überlegungen mit einem Bild abschliessen. Die Evangelien überliefern uns folgendes Jesuswort: «Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!» (Lk 12,49). «Feuer» assoziieren wir mit lodernden Flammen, mit Hitze, mit Licht in der Nacht, mit Wärme, aber auch mit Gefahr, sich zu verbrennen oder etwas in Brand zu setzen. Unsere finanziell und auch sonst wohl geordnete Kirche will den Menschen auch warm geben – aber die Wärme, die sie ausbreitet, erinnert eher an eine Zentralheizung: überall ist es gleichmässig warm, das Feuer, der Glutkern der Kirche aber befindet sich wie der Brenner der Heizung gut eingeschlossen und unsichtbar im Keller. Kardinal Carlo Maria Martini, der in seinem letzten Interview das Bild von der «Glut unter der Asche» wieder in Erinnerung gerufen hat, sagt es so:

*«Die Kirche in den Wohlstandsländern Europas und Amerikas ist müde geworden. Unsere Kultur ist alt, unsere Kirchen sind gross, Häuser sind leer, die Organisation wuchert, unsere Riten und Gewänder sind prächtig. Doch drücken sie das aus, was wir heute sind? Dienen die Kulturgüter, die wir zu pflegen haben, der Verkündigung und den Menschen? Oder binden sie zu sehr unsere Kräfte, sodass wir uns nicht bewegen können, wenn eine Not uns bedrängt? Der Reichtum belastet uns. Wir stehen da wie der reiche Jüngling, der traurig wegging, als ihn Jesus zur Mitarbeit gewinnen wollte. Ich weiss, dass wir nicht einfach alles verlassen können. Doch wir könnten zumindest Menschen suchen, die frei und den Menschen nahe sind, wie es Erzbischof Romero und El Salvadors Jesuiten-Märtyrer waren. Wo sind die Helden bei uns, auf die wir schauen können? Keinesfalls dürfen wir sie mit den Fesseln der Institution behindern.»<sup>1</sup>*

Der selbe Mailänder Kardinal erinnert aber auch an ein Wort von Papst Paul VI., das dazu ermutigt, die Lage des Glaubens nicht pessimistisch zu sehen und bei der Klage über sein «Verdunsten» oder die «Diktatur des Relativismus» stehen zu bleiben:

*«Heute gibt es ein – manchmal vielleicht verborgenes – ,sehnsüchtiges Verlangen nach Christus auch in der Welt der Fernstehenden, überall dort, wo eine echte spirituelle Suche vorhanden ist. Es ist eine sonderbare Sinfonie von Menschen voller nostalgischer Sehnsucht, die den verlorenen Christus herbeisehnen; von Nachdenklichen, die eine verschwommene Ahnung von Christus haben; von Grossherzigen, die von ihm lernen, was echter Heroismus ist; von Leidenden, die Sympathie für den Schmerzensmann empfinden; von Enttäuschten, die ein Wort suchen, das trägt, und einen Frieden, der sicher ist; von Aufrichtigen, die hoffen, ihm auf den geraden Wegen des Guten zu begegnen, von Künstlern, die versuchen, in ihrem Schaffen Beziehungen mit der innersten Wahrheit der Dinge auszudrücken; von Bekehrten schliesslich, die ihr spirituelles Abenteuer ihm anvertraut haben und bekunden, wie glücklich sie seien, ihn gefunden zu haben.»<sup>2</sup>*

## 7 Gott ist auch dort am Werk, wo institutionell nur noch Distanz diagnostiziert wird

Wer von einem solchen Verständnis von Glauben ausgeht, vermag auch dort noch Gott am Werk und Glaube, Hoffnung und Liebe bei den Menschen zu sehen, wo institutionell nur noch «Distanz» diagnosti-

---

<sup>1</sup> Martini, C.M., Gottesspuren, München 2013, 243.

<sup>2</sup> Ebd., 20.

ziert wird. Und zugleich wird man unter diesen Gesichtspunkten auch im Herzen der Institution «Kirchen-distanzierte» entdecken, z.B. dort, wo Zynismus die Hoffnung verdrängt, wo institutionelle Härte die Geschichten von Gottes grenzenlosem Erbarmen verschweigt, wo Machtkalkül die Solidarität mit den Opfern der herrschenden Verhältnisse unterläuft.<sup>3</sup>

## 8 Die Situation im Bistum Chur

Damit komme ich zu einem letzten Thema, das in den Überlegungen zum Abstimmungsergebnis und seiner Bedeutung für die katholische Kirche im Kanton Zürich nicht fehlen kann: Die Situation im Bistum Chur.

Ich interpretiere das Abstimmungsergebnis (und auch die öffentliche Diskussion in der Schlussphase des Abstimmungskampfes) so, dass weder die reservierte Haltung der Bistumsleitung der Sachfrage gegenüber, noch die öffentlichen Attacken gegen die staatskirchenrechtlichen Körperschaften und die «Kirchenfunktionäre» das Bild der Kirche in der Öffentlichkeit wirkungsvoll prägen konnten. Nach diesem Abstimmungsergebnis kann man m.E. aus Zürcher Sicht sagen: Die geltenden staatskirchenrechtlichen Verhältnisse sind anerkannt und stehen nicht zur Diskussion, geschweige denn zur Disposition. Die Katholiken, Gesellschaft und Politik im Kanton Zürich wollen eine gesellschaftlich bedeutsame, ökumenisch offene und rechtlich wie finanziell gut abgestützte Kirche – und keine «kleine Herde», die die Wahrheit für sich gepachtet hat. Das Ergebnis vom 18. Mai 2014 ist eine klare Absage an eine Trennung von Staat und Kirche, aber auch an einen Rückzug der Kirchen aus dem Dialog mit der Gesellschaft.

Berücksichtigt man zusätzlich, dass die Schweizer Bischöfe einstimmig dem Vademecum zugestimmt haben, das m.E. ein zwar gründlich verunglücktes Dokument, aber zugleich JA zum dualen System und zu seiner Weiterentwicklung ist, kann man die Bilanz ziehen, dass der Versuch von Martin Grichting, das duale System kirchenrechtlich und kirchenpolitisch zu destabilisieren, Schiffbruch erlitten hat. Auch die Bemühungen von Giuseppe Gracia, den Sonntag mittels der Sonntagszeitungen zum Tag des Kirchenkonfliktes zu machen, haben kirchenintern zwar für viel Ärger gesorgt, vermochten das Abstimmungsergebnis aber kaum zu beeinflussen. Wir (auch ich und die RKZ) sind gut beraten, das zur Kenntnis zu nehmen und unseren Fokus auf anderes und wichtigeres zu richten.

Aber da es in der Abstimmung primär um Geld für Aufgaben der Kirchen ging und man sich wünschen würde, dass der Bischof von Chur die Kirche in seinem Zürcher Administrationsgebiet in ihrem gesamtgesellschaftlichen Wirken unterstützt, möchte ich doch auch auf die finanzielle Beziehung zwischen kantonalkirchlichen Organisationen und Bistum eingehen. Und wenn wir diesbezüglich ganz ehrlich sind, müssen wir sagen: Der Anteil an den Steuererträgen, über den die Bistumsleitung verfügen kann, ist minimal. Und auch sein Einfluss auf den Einsatz der Mittel ist äusserst beschränkt. Natürlich könnte man in Chur dankbarer und anerkennender wahrnehmen, was alles geschieht. Und man könnte mit innovativen Ideen und tragfähigen Argumenten sicher auch manche Entscheidung beeinflussen. Aber für eine von der Bistumsleitung geprägte, auf das ganze Bistum ausgerichtete Steuerung und Entwicklung der Seelsorge und Gestaltung des kirchlichen Lebens fehlt es – ganz unabhängig von der Frage, wer Bischof ist – an den erforderlichen finanziellen und folglich auch personellen Ressourcen. Da besteht ein Ungleichgewicht zwischen kantonaler und diözesaner Ebene. Entsprechend wird auch der finanzielle Segen

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu Kosch, D., Nicht-institutionelle und institutionenkritische Potenziale als Ressourcen für die Kirchen, in: Baumann-Neuhaus, E./Aus der Au, C., Religion im Umbau, Inventar. Innovation. Investition, St. Gallen 2014, 88-102.

aus den Kirchensteuern der Unternehmen von der Churer Bistumsleitung nicht als Win-win-Situation wahrgenommen, von der alle profitieren: Das Bistum ebenso wie die Kirche im Kanton und in den Pfarreien.

Unabhängig von der Frage, ob die Hoffnungen auf ein Bistum Zürich noch einen langen oder einen sehr langen Atem brauchen, halte ich es für unerlässlich, dass man sich über die finanziellen Beziehungen zur Bistumsleitung Gedanken macht. Denn auch ein guter, von der Basis akzeptierter Bischof kann seine Leitungsaufgabe nur dann effektiv wahrnehmen, wenn er über einen guten Stab und ausreichende Mittel verfügt. In diesem Punkt stimme ich der Kritik des ehemaligen Bischofs von Basel, Kurt Koch, und auch den Postulaten des Vademecums zu. Es braucht keine «Umkehrung» der Verhältnisse, aber es braucht deutliche Akzentverschiebungen. Mit zwanzig oder fünfzig Rappen mehr ist es nicht getan. Wenn ein Bischof und seine Bistumsleitung wirklich auf der Höhe der Zeit pastorale, aber auch gesellschaftliche Fragen so bearbeiten und in die Diskussion bringen soll, dass das öffentlich wahrnehmbar wird, benötigt er ein Team, das den Grössenvergleich mit der Verwaltung des Synodalrates nicht zu scheuen braucht.

Müsste ich vor der Bistumsleitung referieren, würde ich allerdings folgendes ergänzen: Soweit ich sehe, hat es in den letzten Jahren keinen ernsthaften Versuch gegeben, mit innovativen Vorschlägen, klaren Konzepten und fundierten Plänen an die Körperschaften zu gelangen und so Überzeugungsarbeit zu leisten. Guten Argumenten und einleuchtenden Vorhaben gegenüber erlebe ich die Zürcher Körperschaft insgesamt offen, auch wenn es immer wieder viel Zeit und Überzeugungsarbeit braucht und man mit den Sensibilitäten der Exekutive und der Legislative klug und geschickt umgehen muss.

## **9 «Die Zeichen der Zeit erkennen und in der Treue zum Evangelium wachsen»**

Schliessen möchte ich aber nicht mit Bistumspolitik, sondern mit einem Hinweis auf den «theologischen Ort», an dem Kirchenfinanzierungsfragen sinnvoll diskutiert werden können. In einem der Hochgebete, die in der Schweiz nach der Synode 72 entstanden und die zwischenzeitlich von Rom approbiert und somit von der Weltkirche aufgenommen sind, wird dieser Ort so angerufen: «Lass uns die Zeichen der Zeit erkennen und in der Treue zum Evangelium wachsen».

Als glaubende Menschen können wir über den angemessenen Umgang mit den finanziellen Mitteln in der Kirche nur sinnvoll diskutieren und entscheiden, wenn wir einerseits nach den Zeichen der Zeit fragen: Was will Gott uns durch die Entwicklungen in der heutigen Welt sagen? Wo sind die Brennpunkte, an denen das Geheimnis der Gegenwart Gottes aufleuchtet? Und wo sind die Brandherde, an denen die Abwesenheit, die Gottesferne schmerzhaft spürbar wird und uns herausfordert, der Gewalt, der Ohnmacht und dem Leiden etwas entgegenzusetzen oder mindestens ihre Folgen zu lindern? Wir sollten uns dieser Frage nicht mit dem Hinweis entziehen, dass Gott letztlich überall ist. Die Fragen: Wo bist Du Gott? Wo willst Du, dass wir, Deine Töchter und Söhne, stellvertretend für Dich handeln? Wo und an wessen Seite sollen wir Dein Schweigen aushalten? Wo sollen wir unsere Kräfte investieren in Deinem Geist? Mit welchen Anderen sollen wir uns verbünden? Wovon uns distanzieren? – Solche und ähnliche Fragen sollten wir diskutieren, bevor wir uns ans Budget machen.

Und damit wir die richtigen Fragen stellen auf der Suche nach den Zeichen der Zeit und ihrer Bedeutung für unser Handeln, brauchen wir gleichzeitig die Treue zur biblischen Botschaft: Den brennenden Dornbusch, das leise Säuseln des Windes vor der Höhle des Elia nach dem Sturm, die beissende Kritik der Profeten an korrupten und geldgierigen Eliten, den Trost des Jesaja an die Verzagten, Lob und Klage der Psalmen, die Seligpreisung der Armen, Hungernden und Weinenden, das Fest der Verlorenen ... All das

hat mit unseren Kirchensteuern sehr wohl zu tun: Mit ihnen können wir Rahmenbedingungen schaffen, damit dieses menschheitliche Erbe nicht verloren geht im kommunikativen Rauschen unserer Zeit. Und wir können inspiriert von den Visionen einer Welt, in der alle Tränen getrocknet und aller Hunger gestillt ist, mitarbeiten an der Gesellschaft, um sie wenigstens etwas gerechter, etwas friedlicher, etwas zärtlicher und etwas solidarischer zu machen, als sie es ist.

Der grosse Schweizer Theologe Karl Barth hat gesagt, gute Predigten entstünden dann, wenn der Prediger in einer Hand die Zeitung, in der anderen die Bibel halte. Ich glaube, das könnte man auch von einem Budget, ja überhaupt von der Arbeit einer staatskirchenrechtlichen Körperschaft sagen: Wenn sie – gemeinsam mit den pastoral Verantwortlichen – beidem gerecht zu werden versucht, den Zeichen der Zeit und dem Evangelium, kommt es gut.

Zürich, den 26. Mai 2014

Daniel Kosch

4720\_20140526\_SyR\_Zürich.doc